



Der Herbst

Von Gustav Kunick

Unser lieber Herrgott hat vier große Künstler an der Hand, die hier unten auf der Erde ihr Talent beweisen sollen. Frühling, Sommer, Herbst und Winter. Und jedes Jahr gibt er ihnen eine große Menge Farbenböden mit auf den Weg. Jetzt auch aber die Farbe gut ein, sie muß auf ein ganzes Jahr reichen!

Zunächst der Frühling. Er hat leichtes Arbeiten, denn erstens läßt sich die Schneefarbe des letzten Künstlers vom vorigen Jahre mit Beschäftigkeit abwaschen, und zweitens steht ihm ja die ganze Serie frühlingsgrüner Blätter zur Verfügung. Gelb, wie er löscht! Luster an den Blättern, Lachen, Jubeln, lauten alle Beschäftigung mit Blütenfarbe geht er geradezu verschwenderisch um.

Dann mitten in feiner emsiger Arbeit greift ihn Kollege Sommer über die Schulter, beauftragt ihn scharf unbemerkt des Pinks und mauve weiter. Doch schon nach einigen Wochen merkt man es, daß der einen ganz anderen Geschmack hat und all das knallfarbige Grün und Blauen mehr und mehr vernachlässigt. Blätter fallen, reifer, segensgoldiger malt er alles.

Und nun kommt Freund Herbst und will zeigen, daß auch er etwas kann. Selbstbewußt und unternehmungslustig schließt er den Sommer beiseite. Doch kaum hat er mal in all die Nordwestwinde hineingepustet, da frostet er sich schon bedeutend hinter den Ohren. Ach, sie sind fast alle leer. Und ausgerechnet gerade die schönsten Farben sind ausgekühlt. Nur die grellen, aufdringlichen, schreienden Tönungen, die den Herren Vorgängern nicht angefallen haben, sind noch in Güte und Fülle da. Was aber damit anfangen? Er würde sich ja scharflich blamieren. Und die Vögel voll Schneefarbe ist mit dem Verner: Für den Winter bestimmt! verbleibt, darf also nur von diesem geöffnet werden. Ein, hier ist guter Rat teuer.

Na, hier kann nun aber alles Schöne nichts helfen, hier heißt es eben doch irgendein anfangen.

Und plötzlich regt sich sein Künstlerstolz. Aus vollen, auswaflreichen Farbenböden nimmt er Anberiesel. Aber aus Überfließen sein noch etwas machen, das ist Kunst. Also frisch ans Werk! Zeigen will er es, daß er gerade mit solch wenigen, von den andern verachteten Mitteln ein Bild aufstehen bringt, das die andern an Originalität und überhaupt in jeder Hinsicht weit übertrumpft.

So legt er denn auch los. Mit den allergeringsten Farben, mit denen seine Vorgänger nicht anfangen wollten, die sie sich nicht annehmen getrauten, gerade mit denen arbeitet er sich und dreht. Wird das ein Glänzen, Prangen und Leuchten! Er versteht noch nicht

nur großartig zu malen, er hat auch den Kniff weg, sein Gemälde so zu präsentieren, daß die Menschenkinder auch wirklich Interesse daran haben. Er packt es nämlich mit jedem Abend immer zeitiger ein und mit jedem Morgen immer später aus. Und wie herzlich und heissam er das macht! Erst in den feinen, feinen Nebelschleier und dann erst in das große schwarze Tuch. Bis in den halben Vormittag hinein läßt er es; den Schleier darüber. Denn das ist ja eben der Knalleffekt: was man nur auf einige Stunden zu sehen bekommt, über das freut man sich doppelt. Wenn es einmal so ein feines Prachtgemälde ist. Seht nur, seht nur, diese goldige Farbenpracht!

Nur einen Fehler macht Bruder Herbst. In all seinem Eifer trägt er nämlich die Farbe viel, viel zu dick auf, so daß sie nach und nach ganz und gar abblättern. Auch durch das allmähliche Leeren des Künstlerstoffs wird das Bild zuguterletzt immer unheimlicher und gleicht einer grauen abgeschabten Wand.

Nun ist seine Kunst zu Ende. Die Kasten sind leer. Nur in dem einen findet er noch ein Tränlein frühgrüner Saatenfarbe. Voller Freude pinstel er hier und da auf den Feldern. Aber gar bald ist auch die verbraucht. Vergebens hüten ihn die Menschen um Blumen auf die Gräber. Er hat nichts mehr, sie müssen sich mit Papierblumen behelfen.

Als er dann am Totensonntag all die

Gräberhöfe in voller Pracht sieht, die aber nicht aus seinem Pinsel stammt, hängt er traurig den Kopf. Was soll er denn eigentlich noch? Seine beiden Vorgänger sind mitten in ihren emigen Schaffen nur ungern abgetreten, man muß hier mühsam flehen und die Mühsam überbeseelen? Schreie!

Wie? Hat er nicht ein schönes, ein gemessenes, ergreifend erhelltes Bild gemalt? Das Bild vom Sterben und Vergehen? Ohne daß er es eigentlich wollte? Hat er nicht auch so mit seinen Zweck erfüllt?

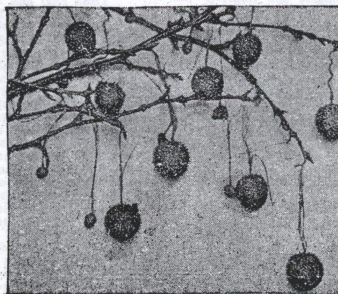
Und wirklich, mit Friedenheit betrachtet er sein Bild. Tadelloser Grau in Grau, laute Bäume, bde Blüten. Großartig! Wunderbar! Sogar noch etwas schärfer könnte das Motiv "Sterben" ausgedrückt werden. Aber mit was? Die Farbe ist doch bis auf den allerletzten Rest aufgebraucht.

Da nimmt er Wind und Regen und gerpfeistig und geranzst mit unarmherziger Fortschle die ganze Landschaft solange, bis endlich all... erschallt ist.

"Herbst: Sterben" unterzeichnet er mit den großen verbliebenen Augen eines Künstlers, der noch voll und ganz in seinem eben erst vollendeten Werk steht und denkt und lebt.

Und mitten in seinem Sinnen und aufrechten Betrachter floßt ihm Kollege Winter leise auf die Schulter.

Die Samenflugeln der Platane



(Brandt, K.)

Nur noch kurze Zeit werden die bunten Winterkugeln tragen, dann fliegen sie los und untergehen. Aber gewiß nicht die Platane, denn an ihr fallen gerade im Herbst die großen Samenflugeln auf, die an langen Ästen hängen und so jedermanns Aufmerksamkeit erregen. Was ist die Platane eigentlich für ein Baum? Sie hat bei uns das Geimatrecht erst erworben; ihre Heimat ist Nordamerika, von wo sie hier eingeführt wurde. Es gibt noch eine morgenländische Platane, die im Altertum als der schönste Baum galt. Unter ihren Zweigen haben sogar die griechischen Weisen gelebt. Bei uns hat sich der Baum gut eingeführt, einmal er anscheinend mit dem Schnitt verträglich. Man erkennt die Platane sehr leicht an der charakteristischen Rinde, die sich in Längsrunken vom Stamm abspaltet.

Das Erntedankfest liegt hinter uns; e
war ein herrliches Zeugnis von der ge
schlossenen Volksverbundenheit und dem ent
schlossenen Willen, dem großen Winterhilfs
werk des Führers zum Siege zu verhelfen
damit auch in diesem Winter kein Volk
genosse hungern und frieren muß. Möge je
dem sein tägliches Brot beschieden sein. R

De Harke

Don Kurt Hino

Doh ... ! Liebens Diele! Hebben Ji all
Thiebens Diele! Jehehen? Doh lepp! Je
Siab Je zu ant! Je det no Liebens Diele,
olie Bader Thieben siene Diele? Burien
Dohst no hât je barfibeinig mit uns Rogge
afjerroat, burien Harweil no fâtt je mit
Marfipfeide un Roppdumfede de Beeten,
dar Wiandten bit! Baderntrepen bit Wiâ-
fchlags fann je no jo fâben vartellen.

In hete? En helmet Sochr is je inne
Stad feneit as Diefenâden. Du fâtt je zu
ant! Wi ne uppeblafene krogelheide Dime
fâtt je dower de Strate. Un wie goar ne,
wie fchie je âehren Ropp hollen und wie
fein je âehre Weene fetten fâtt. Bâfchju hât
je an, denft Ju, Bâfchju, die bi uns fann
den Wodder un Weh! Wat fâtt i! doat
leggen!

So leep Diele dorch Derp. De fkeenen
Dieleertins, de unger âhre Strobdad immer
jo ufziehen, as wenn je inſchlafzen wuſſen,
hebben de Den wiet upjeraden. „Wat iffen
dât vor een, dât is do Thiebens Diele, ne!“
fechten je.

„Doh ... âehren Ropp hât je fâh af-
fchâdenâ!“ truerten de Wieden, den annen
Derpdeft funden, un leeten âahre langen
Goare int Woter bammeln.

„Hiſhi ... wie fe lepp!“ lachten de
Hiabner hinger de Diele, „as wenn je
Hiabner Den hât, hiſhi ...!“

„Bâhâh ... un watt barn langen Gals
je mit fâfchâten de Jânne in fâfchâten
Goarten

„Du ... h, un wie dumm je ufteht!“ fe-
chende Ruten, de in Diefchens Wâſſe na
Wâden fieten.

„... i ... iſch, Diele, foonen forten
Doh! Diefchâten bit Diefchens de Schwine in
Wâden un wuſſen unner ftonen.

„Du ... u ... un fenen von uns fâtt je
mieh ant!“ fuurte bit fâfches Karo bar fiene
Güte un freep inne fingerfchte Gêe.

Diele aba varfunde ne, wat Hiabner un
Jânne, watt de Schwine un Hunde un Ruten
dower âhre fâten. Se meente, je reeten
dohr Muhl un un fâubnen dower âehr.
Doh leep je un glouwe, de wuſſigen Wâden
anne Derpfrate meeten en fânds bar dahr:
„Et guten Tag, Frâulein Biffi! Wie fâhn
und lug Eie doch in der Stadt, geworden
fînd!“ Se wuſſte ne mieh, dât Wâden goar
hochweilich râden. Se fâh et nâh, dât de
Weden den Ropp dower âehr fâbdeiten, je
herte et nâh, wie je fo enger fechten:
„Bebben Ji foon Wâſſ ant jeſehen!“

Als Diele wedder na Huſe keem, fâh je
âahre Bader, den offen driffigen Mann, in
fien blauei Arbeetsfâfchet barn fteufentall
fâoben. Se wuſſt an en dardt int Zus fin
un fâh am fenfter fetten un fâfen. Diele
dunte Diele har je fâh meifchende.
De fâpperige Gudeere har je all inne Hand.
„Diele, âh breng mi doch ees de Harke
hât!“ Bader Thiede riep et âaweren Hoff,
âa wuſſt en goar Gruppel hei fufammen-
hâten.

Diele horte: „Was meinst du, Papa?“

„Nâh, mien Doghter, de Harke! Doh
lieſt je jo, bar de Schiene!“

„Nâh habe nicht verstanden, Baba!“

„Nâh, nu stell Di man nâh jo buſſelig
ant! Die Harke fâtt de mi brengen! Doh bar
Di dieſt je jo!“

Doh mit Diele âehr gefâmmint Muhl
un, fette et up „hochſein“ in un fang an
tu fechten: „Nâh Jo, Baba, die Hirſe meinst
du, Hirſe fêht das Instrument, Hirſe muſt
du dahr fâgen.“

„Nâh watt, Harke oder Hirſe, dett foll mi
erene et in. Diele is me fâhn râmer
und hebbe di man ne! Wi uns is ne Harke
ne Harke. Bader Thiede war richtig beſe.

Siene eigene Diele aba heet den Ropp no
heecher, trippelte uppe Harke tu un wuſſ
jerode den Stâh mit wiſpe finger an-
foaten. Weil je âahren Ropp aba jo hoch
bar, wur je ne jemoahr, det de Harke var-
fêht rit unpen Nigge fâh un de Tâhne
na oben heet. Un je bâfchte midben rupp,
Bumms! Diele reet up! Diele greeht
loet âehr det beede Gänge âahren Ropp.
„Ich du Dumbdâder dâerige Harke, ich
du Weſping, ich du bafuchter Diele-
hârfenâfch! ...!“ grannte je. Mit ees bar
je de richtige Sprouke wedderjeſungen, mit
ees fann je wedder so râden, wie wi fâh
ant Derp râpen un wie ſel von âahre
Bader ... jeſiert hat.

Da Stâh of de Harke, ne von de
Hirſe, war âahr nâflich, as je uppe
Tâhne trumette, barn Dâh jeſallert, bettel
mit so brumette. Varen hebben det jo an
fâh, wenn wi âahr uppe Tâhne pedden,
ganz gleich, ob eender Dâfſche oder Hei-
tiffe ande.

Doh fund nu Diele un weimerte un
wûſſte mit âahren Roglappen. Den Ropp
heet je so lange nâh mieh jo hoch, de Spore
wedder âahr derdendânger jeroaden, die Spore
wieh âahr upjegohn, un mette Dâfſche
fiedt de midben mang en fâum fteufentall.

„Hi ... iſch, Diele!“
auſſehen bar fêrde de Schwine hinger
fâmen.

„Hiſhi ... Diele!“ lachten die Hiabner.

„Bâhâh, Wâſſen!“ krafeliten de Jânne.

„Du, an, an, ſchene Frau ...“ blâfte
Karo und Kopper mette reite.

Diele aba fund no immer uppen ſelben
Wied mang den Weh, grannte no immer,
bunwerterte no immer in breeden Buernpâtt
âwer den bafuchte Gwefentâhâh, dâ âahr
barn Ropp jeſlâh gup. De ſeine Sprouke,
det je inne Stad dâh fâhnapt har, hat je
fâh barchâten. Hâbden je en Gwage un de
Zâhge rut. Diele ... Diele bloh ant! Ne
diele Diele heſte jo dâh Ropp.

Immer greeter wur de Wiele.

„Meââ ... ââh ... âiſh!“ mederte
doh watt hinger de Stallbere un fâh grin-
dend tarârd. Et woar da Jienbâh, „Meââ
... âiſh“ mederte hâ, „ââh ... âiſh, nu heſte
ool en Joren!“

Nûmârtſch

Wat je hie so feggen

Is Bader nâh tu Zus,
Denn fâſſaân wi Karo un Mus.

Ward un Gâd — de Weſt is wiet.
Int Weſt — tu Zus dat beſt.

Due, watt de wiſt;
De Liebe râden doch.

Was der Volksmund ant

(Obergennin)

Wenn man gelegentlich dem Geſprâche
von orbanâffigen Reuten zuhört, so fann
man âber den Worſichâh des Alltags, den ſie
feſſeln, Dâ ſich jûmâſſt die Fâſſen an-
un Dâ ſie meit:

Den wuſſenden, hohen Anterſcher be-
zeignet man als „Nâfchel“, wâhrend man den
wundenden und friechenden treffend als
„Schwâldenſchwanz“ bezeichnet. Der Schâchel-
halm wird „Râchters“ oder „Dinowd“ ge-
nannt. An den Grenzen ſteht in groſen Wiſ-
ſen der geſâſſigte Rainort, „Bellerfrant“
geheſen, weil man wiſſâh „Bârtſcheiter“
daraus herſtelt. Zu ſeinen Frâgen wâſſt die
„Schweinegrûte“, der roietliche Bogelfrânter,
gânſlich âberwârdert von der „Welle“ oder
„Wille“ (Weide), umbuitet von fâwefâ-
fâen, „Zamp“ (Zent), der roten „Râd“ und
fâfſen, „Wann“ (Kornreud und Moſin).
Eie haben fâhn verblâht, âber „Nâfch“ und
„laure Grâſer“ ſind noch am Wiefengrunde

jurlichſchleben. Am Wege biegen ſich „Bâ-
peln“ und „Wâchen“ unter dem Lâben de
Dorſchſturmes, wâhrend die „Eſtern“ (Erſen)
ganz dâgt an den „alten Strom“ friehen.

Eben iſt die „Kâche“ auf die Wiele â-
trieben worden. Drâben die „Diehnâ“, (Sâ-
ner), ſie ſiden die junge Saat ab, umfârdert
von „âllen Krochen“ (Krâhen) und „Schâden“
(Eſtern) und „Grûnfâſ“. Die „Bâpeln-
ner“ ſind in den Fânfeln verſchunden, âu-
mal ein groſer „Râder“, von „Brummen“ und
„Schmeiern“ genâht, heranſtrofche.

Aud, im tâglichen Leben und Umqang be-
deut ſich der Volksmund folcher Formen. Da
wird der „Deed“ auf „das Bâfchſcheit“ geſet
und in den Bâfſen geſâben. Zuvor iſt die
„Kâche“, gemilgt worden, und die Schwine
haben ihren „Brant“, eingekâſt, bekommen.
Die „Alte“ hat âber nichts „freſſen gemollt“,
weil ſie ſchon „Bûche baute“, um zu fêrſeln.
Eben fâm der Dem von der „Wille“ mit Weh,
Schrot und Kleie, denn: „Fetter Drant macht
ſette Schmeine!“ und: „Ein Doppelfender
bring knâſſet Gw!“ Dann brâucht man
nicht den „Arpel zu hieb!“

G. Liick.

Auf einem Bauernhof im Warthebruch



(Brandt, K.)

Ein jeder hat es wohl fâhn erlebt, dâh
ſhm bei Betreten eines Bauernhofes die
Gânſe âufgeregt und ſchnatternd entgegen-
fâmen. Die Gânſe ſind ſehr wâfſam und wiſſen
genau, wer zum Hofe gehôrt und wer nicht
die bummeln Gânſe. Nach der Tage ſollen
ſie fâger im Alterum Kom einmal vor der
Erôberung bewâhrt haben, weil ſie in der
Nacht einen Ueberfall der Feinde rechtzeitig
„verſchnatterten“. Wie alt iſt denn nun eigent-
lich die Gânſenucht? Wir wiſſen z. B. aus
zeitgenôſſiſchen rômlichen Geſchâftsquellen,
dâh die germaniſchen Gânſenſebenern in alten
Rom ſehr geſchâzt waren und einen wichtigen
Ausfuhrartikel der Germanen darſtellten. Die
Gânſe ſind ja auch boil und ganz als nûtzlich
zu nennen, denn ſie liefern nicht nur Federn
und Eier, ſondern âuch einen guten Braten,
weil ſie ſeberrum weiß. Vor tauſend Jahren
nach die Gânſenucht in Deutſchland einen ge-
waltigen Aufſchwung, worauf ſie d. maligen
Geſetze âuch auf die Zuſtâzt der Gânſe hin
wieſen.

Son Werner Hinze

Schriftleitung: P. Dahms.